



„Ich hatte mir den Liberalismus anders vorgestellt!“

Adam Smith (1723-1790), der Begründer der modernen Nationalökonomie, spricht mit dem Wirtschaftsethiker Peter Ulrich durch jene Schlüsselstellen seines Werkes, die seine neoliberalen Interpreten mit Vorliebe zitieren.

Adam Smith:
„*Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.*“ (WN, 1. Buch, 2. Kapitel, 2. Absatz, S. 17)

Peter Ulrich:
Hmmh, klingt wie die erste Lektion eines modernen Verkäufertrainings. Wer so spricht, dem geht es in der Regel doch nichtsdestotrotz gerade um seinen eigenen Gewinn.

A.S.:
Gewiss strebt im Markt „*jeder lediglich nach eigenem Gewinn.*“ Aber „*er wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat. ... Ja gerade dadurch, dass er das eigene Interesse verfolgt, fördert er häufig das der Gesellschaft nachhaltiger, als wenn er wirklich beabsichtigt, es zu tun.*“ (WN, 4. Buch, 2. Kapitel, 9. Absatz, S. 371).

P.U.:
Das ist mir ein bisschen zu vage, verehrter Herr Smith. Geht‘s nicht konkreter?

A.S.:
Nun gut, junger Mann, aber sie müssen schon mit einem Erfahrungsbeispiel aus meiner Zeit (1723-1790) Vorlieb nehmen. Ich denke etwa an die Vorzüge des Gewinnstrebens der reichen Landbesitzer für die armen Landarbeiter. Die Landbesitzer „*verzehren wenig mehr als die Armen; trotz ihrer natürlichen Selbstsucht und Raubgier ... teilen sie doch mit den Armen den Ertrag aller Verbesserungen, die sie in ihrer Landwirtschaft einführen. Von der (im Original: einer) unsichtbaren Hand werden sie dahin geführt, beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustande gekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter alle ihre Bewohner verteilt worden wäre.*“ (TEG, 4. Teil, 1. Kapitel, 10. Absatz, S. 316)

P.U.:
Bei allem Respekt, Meister, aber Ihre empirischen Beobachtungen sind doch sonst viel genauer. Die Ungleichheit der Vermögensverteilung unter den Menschen ist enorm und nimmt überall, wo deregulierte Märkte geschaffen werden, weiter zu. Muss hier nicht der demokratisch legitimierte Rechtsstaat für eine einigermaßen gerechte Ordnung des Zusammenlebens sorgen?

A.S.:
Da kann ich Ihnen nur auf das Entschiedenste zustimmen. Niemals habe ich die Ansicht vertreten, man könne die Regelung der öffentlichen Dinge der Privatwirtschaft überlassen. „*Die bürgerliche Obrigkeit ist nicht nur mit der Macht betraut, den öffentlichen Frieden durch Eindämmung des Unrechts aufrecht zu erhalten*“; darüber hinaus „*kann sie Vorschriften erlassen, die nicht nur gegenseitige Schädigungen unter Mitbürgern verbieten, sondern bis zu einem gewissen Grade auch gegenseitige gute Dienste anbefehlen.*“ (TEG, 2. Teil, 2. Abschn., 1. Kap., 8. Absatz, S. 120).

P.U.:
Interessant! Sie postulieren also den Primat der Politik vor der Logik des Marktes. Aber die Realität ist heute eine andere: Im globalen Standortwettbewerb wird gerade umgekehrt die Politik, die der marktwirtschaftlichen Dynamik die legitimen Rahmenbedingungen und die sinnvolle Richtung vorgeben sollte, selbst noch der Logik des Marktes unterworfen. Was halten Sie von dieser Entwicklung?

A.S:
Ich kann nur davor warnen, die öffentlichen Dinge den eigennützigen Ideen der Kaufleute zu überlassen, denn: „*Das Interesse der Kaufleute aller Branchen in Handel und Gewerbe weicht ... stets vom öffentlichen ab, gelegentlich steht es ihm auch entgegen. Kaufleute sind immer daran interessiert, den Markt zu erweitern und den Wettbewerb einzuschränken. ...*

Jedem Vorschlag zu einem neuen Gesetz oder einer neuen Regelung über den Handel, der von ihnen kommt, sollte man immer mit großer Vorsicht begegnen. Man sollte ihn auch niemals übernehmen, ohne ihn vorher gründlich und sorgfältig, ja sogar misstrauisch und argwöhnisch geprüft zu haben, denn er stammt von einer Gruppe von Menschen, deren Interesse niemals dem öffentlichen Wohl genau entspricht und die in der Regel viel mehr daran interessiert sind, die Allgemeinheit zu täuschen, ja sogar zu missbrauchen.“ (WN, 1. Buch, 11. Kapitel, letzter Absatz, S. 213)

P.U.:
Oh! Das klingt ja geradezu wirtschaftskritisch. Habe ich Sie recht verstanden: Sie glauben also gar nicht, dass *mehr Markt* automatisch zum Vorteil aller ist?

A.S.:
Keineswegs. Vergessen Sie nicht, dass ich Moralphilosoph bin und meine politische Ökonomie in ethischer Absicht entwickelt habe. Die Fairness und Gerechtigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse verstehe ich als die unverzichtbare Voraussetzung der Marktwirtschaft: Es „*kann eine Gesellschaft zwischen solchen Menschen nicht bestehen, die jederzeit bereit sind, einander wechselseitig zu verletzen und zu beleidigen. ... Gerechtigkeit .. ist der Hauptpfeiler, der das ganze Gebäude stützt. Wenn dieser Pfeiler entfernt wird, dann muss der gewaltige, der ungeheure Bau der menschlichen Gesellschaft ... in einem Augenblick zusammenstürzen und in Atome zerfallen.*“ (TEG, 2. Teil, 2. Abschn., 3. Kap., 4. Absatz, S. 129). „*Ungerechtigkeit wirkt .. mit Notwendigkeit dahin, die Gesellschaft zu zerstören.*“ (Ebenda, 6. Absatz, S. 131) Es kommt in einer zivilisierten Gesellschaft darauf an, „*die Lebensbedingungen unserer Mitbürger so sicher, erträglich und glücklich zu machen, wie wir können. ... Derjenige ist sicherlich kein guter Bürger, der nicht den Wunsch hegt, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, die Wohlfahrt der ganzen Gemeinschaft seiner Mitbürger zu fördern.*“ (TEG, 6. Teil. 2. Abschn., 2. Kap., 11. Absatz, S. 392).

P.U.:
Wo nehmen Sie denn Ihr großes Vertrauen her, dass der politische Wille besteht, diese Voraussetzungen einer legitimen Marktwirtschaft zu gewährleisten?

A.S.:
Mein Vertrauen beruht letztlich auf dem, „*was in Wirklichkeit die Weisheit Gottes ist.*“ (Ebenda, 5. Absatz, S. 130) Sehen Sie: „*Man mag den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen, und die ihm selbst die Glückseligkeit dieser anderen zum Bedürfnis machen, obgleich er keinen anderen Vorteil daraus zieht als das Vergnügen, Zeuge davon zu sein.*“ (TEG, 1. Teil, 2. Abschn., 1. Kapitel, 1. Satz, S.1) "*Wir billigen oder missbilligen das Verhalten eines anderen Menschen auf die Weise, dass wir uns in seine Lage hineindenken und nun unsere Gefühle*

darauf prüfen, ob wir mit den Empfindungen und Beweggründen, die es leiteten, sympathisieren können oder nicht. Und in gleicher Weise billigen oder missbilligen wir unser eigenes Betragen, indem wir uns in die Lage eines anderen Menschen versetzen und es gleichsam mit seinen Augen und von seinem Standort aus betrachten und nun zusehen, ob wir von da aus an den Empfindungen und Beweggründen, die auf unser Betragen einwirken, Anteil nehmen und mit ihnen sympathisieren könnten oder nicht." Mit anderen Worten: „Wir bemühen uns, unser Verhalten so zu prüfen, wie es unserer Ansicht nach irgendein anderer gerechter und unparteiischer Zuschauer prüfen würde.“ (TEG, 3. Teil, 1. Kapitel, 2. Absatz, S. 166f.).

P.U.:
Mit Verlaub, verehrter Herr Smith: Das mag zwar ein gelungener Vorgriff auf den Kategorischen Imperativ Kants gewesen sein, aber wie passt das mit dem Hohelied vom wirtschaftlichen Erfolgsdenken zusammen, das sie in Ihrem Bäcker/Metzger-Schlager gesungen haben?

A.S.:
Ich wäre nicht Ökonom geworden, wenn mir nicht sehr früh bewusst geworden wäre, dass es da ein kleines Problem gibt: Es „*erscheint uns infolge der ursprünglichen, egoistischen Affekte der menschlichen Natur der Verlust oder Gewinn eines ganz kleinen eigenen Vorteils von ungeheuer größerer Wichtigkeit ... als die bedeutendste Angelegenheit eines anderen Menschen, zu dem wir in keiner besonderen näheren Beziehung stehen.*“ (TEG,3. Teil, 3. Kapitel, 4. Absatz, S. 200). Ich kam in meinen langjährigen ökonomischen Studien jedoch zum Ergebnis, dass das „*einfache System der natürlichen Freiheit*“ (WN, 4. Buch, 9. Kapitel, 2.-letzter Absatz, S. 582), also die Interessenverschränkung im marktwirtschaftlichen Tausch, diese Asymmetrie der moralischen Bindungskräfte zwischen den Menschen teilweise auszugleichen vermöge. Dies hielt ich bis kurz vor meinem Lebensende für die geniale moralphilosophische List des marktwirtschaftlichen Systems. Zuletzt aber kamen mir Zweifel, da ich die von mir nicht intendierte geschichtliche Wirkung einer zunehmenden Raffgier und abnehmenden Solidarität unter den Menschen beobachten konnte, die meine liberale Wirtschaftsphilosophie aufgrund ihrer gängigen verkürzten Lesart auslöste. Deshalb ließ ich mein fast fertiges drittes Hauptwerk noch kurz vor meinem Tod vernichten. Es hätte eigentlich zeigen sollen, wie der Staat die Eigendynamik der in Gang gesetzten marktwirtschaftlichen Kapitalverwertungslogik in gemeinwohldienlicher Weise bändigen sollte. Doch ich sah schliesslich ein, dass die Klammer zu schwach ausfallen würde und ich die große liberale Synthese von Ethik, Politik und Ökonomik, die ich nach dem Vorbild von Aristoteles erneuern wollte, nicht mehr schaffen konnte. Ich glaube, ihr nennt das heutzutage „das Adam-Smith-Problem“. Ich hielt es am Ende für wahrhaftiger, die Problemlösung meinen Nachfolgern zu überlassen.

P.U.:
Ach so. Diese selbstkritische Ehrlichkeit ehrt Sie. Aber ich glaube nicht, dass Sie sich vorstellen können, was für einen ideologischen Schlamassel Ihre angeblichen Schüler inzwischen angerichtet haben. Die heutigen „reinen" Ökonomen pflegen Ihre *Theorie der ethischen Gefühle* nicht mehr zu lesen und somit die Voraussetzungen, unter denen sie die Marktwirtschaft für gemeinwohldienlich hielten, nicht zu beachten. Deshalb glauben jetzt viele von ihnen, die große Harmonie im gesellschaftlichen Kräftespiel bilde sich als automatische Folge des voraussetzungslos gedachten, deregulierten Marktes, sozusagen im Gerammel der ihren puren Eigennutzen maximierenden Wirtschaftssubjekte – und *durch* das moralisch enthemmte Gerammel. Frei nach dem Motto: „Macht keine Geschichten, der Markt wird's schon richten." Gehuldigt wird allein noch dem Marktgott; für den unparteiischen Zuschauer bleibt da noch nicht einmal im Denken Platz. Verstehen Sie?

A.S.:
My God, eine derartige Entwicklung habe ich befürchtet. Aber wenn, wie Sie sagen, inzwischen sogar die Ökonomen häufig einem so weltfremden Marktglauben anhängen, dann muss es ja noch viel schlimmer gekommen sein, als ich in pessismistischen Momenten erwartet habe. Welch eine unangenehme Vorstellung für einen schottischen Moralphilosophen! Doch nicht der Markt, sondern „*Vernunft, Grundsatz, Gewissen ...[ist] der grosse Richter und Schiedsherr über unser Verhalten.*" (TEG, 3. Teil, 3. Kap., 5. Absatz, S. 203) Ich glaube fast, ich würde in Ihrer seltsamen Epoche wohl zum ersten Kritiker eines solchen grauenhaften Marktfundamentalismus.
Ich möchte nicht überheblich sein, aber ich neige zur Ansicht, das 21. Jahrhundert braucht dringend einen neuen Adam Smith – als Aufklärer wider die pseudoliberale Marktvergötterung!

Quellen für Smiths Aussagen:

TEG = Theorie der ethischen Gefühle, übersetzt u. hrsg. v. Walther Eckstein, Felix Meiner Verlag, Hamburg 1985.

WN = Der Wohlstand der Nationen, übersetzt u. hrsg. v. Horst Claus Recktenwald, Deutscher Taschenbuch Verlag,, München 1978.

14. Juni 2000 P. Ulrich